



Im Mittelalter war der Fluß die Kläranlage

Ein kurzer Druck auf den Knopf: Schon rauscht das Wasser und spült die Exkremente fort – aus den Augen, aus dem Sinn. Wer kümmert sich schon um den weiteren Weg all des Schmutzwassers, das wir täglich produzieren? Schliesslich hat jede Dusche, jedes Waschbecken und jede Toilette ein Loch, durch das alles schnell und geruchlos verschwindet. Nur mit Schauern denken wir zurück an die Zeiten, als sich die Menschen noch selbst um die Entsorgung ihrer Abwässer zu kümmern hatten. Wo viele Menschen wohnen, wurde die Entsorgung von Schmutzwasser in früheren Zeiten schnell zum Problem: Stehendes Wasser – besonders, wenn es durch Exkremente gedüngt ist – ist eine ideale Brutstätte für Krankheitserreger.

Empfindliche Nasen hätten es zu früheren Zeiten in Städten schwer gehabt, auch wenn das Mittelalter so unhygienisch gar nicht war. Doch verfolgen wir einmal den Weg des Wassers durch einen mittelalterlichen Haushalt in einer damals grossen Stadt: Zürich. Kleiner als Opfikon heute, war es doch eine Stadt von überregionaler Bedeutung. Und als deren Regierung hatte man alle Dinge von Wichtigkeit schriftlich festzuhalten. Zürich liefert uns so eine Menge schriftlicher Quellen über seine mittelalterlichen Hygienevorstellungen und -massnahmen, im Gegensatz zu Dörfern, über die man in dieser Beziehung nicht viel weiss. Der Grund: Es gab wohl kaum Probleme, da jeder seine eigene Toilette auf dem Miststock hatte.

Der Weg des Wassers ins Haus

Zürich war, was die Versorgung mit Frischwasser betrifft, immer in einer glücklichen Lage. Dank des Zürichsees waren die Zürcher von den Abwässern der nächsten grösseren Stadt, Rapperswil, kaum betroffen. Das Trinkwasser bezogen die Zürcher lange Zeit direkt aus der sauberen Limmat.

Bei der Wasserkirche und auf der Höhe des Rathauses gab es zwei Schöpfträder in der Limmat; zudem hatte die Stadt einige Sodbrunnen. Die erste Wasserleitung wurde erst 1429 vom Albis in die Stadt geführt. Bald darauf begannen einige reiche Bürger, denen der lange Weg zu den Schöpfträdern zu unbequem wurde (obwohl die reichen Quartiere am nächsten bei den Rädern lagen), neue Brunnen in der Stadt zu bauen. Trinkwasserleitungen in Privathäuser gab es damals nur sehr selten – das war zu teuer. Schon Wasser aus Brunnen war aber so kostbar, dass die Stadt Privatbrunnen nur mit Sonderaufträgen gestattete:

Wir, der burgermeister und die raet der statt Zürich, haben (...) Ruodolffen Stüssin (...) gunnen und erlobet, einen brunnen uss unser statt brunnen (...) ze leiten über die strass in sinen garten und da einen brunnen ze machen; doch also, dz er damit bescheidenlich were, und des wassers nit als vil neme, das es der statt brunnen merklicken schaden bringen muge.

Wenig Wasser zu verbrauchen, bedingt einen Hahn, der zugekehrt werden kann, und dies war denn auch die zweite Bedingung, die Stüssi zu erfüllen hatte. Ob er genug Geld dazu hatte, ist nicht überliefert. Je mehr Brunnen in der Stadt waren, desto grösser wurde die Angst vor Vergiftungen. Immer wieder wurden die Juden beschuldigt, Brunnen vergiftet zu haben. Die Zürcher Chronik erwähnt, dass 1349, ein Jahr nach der ersten grossen Pestwelle, in Zürich Juden verbrannt wurden, «won man sprach, si hetind gift in die brunnen getan». Nicht immer gab es derart drastische Strafen, manchmal schützte der Rat die Juden gar, da sie für die städtische Finanzwirtschaft unentbehrlich waren.

Wo Wasser im Privathaus gebraucht wurde

Wasser war, obwohl Zürich daran keinen Mangel litt, ein sparsam zu gebrauchendes Gut, weil es von Hand geholt werden musste. Das heisst nicht, dass sich die mittelalterlichen Menschen nicht gewaschen hätten – im Gegenteil. Zürich kannte wie die meisten Städte, vor allem vor der Reformation, eine ausgedehnte Badekultur. Mehrere Bäder betrieben



ihr Handwerk in der Stadt. Bei den Meistern wurde geschwitzt und gebadet, gelacht und getrunken und zusammengesessen. In dieser Hinsicht kannten die Menschen kein Schamgefühl: Der Körper galt als natürlich und Baden als gesund, weshalb die Zürcher die Bäder regelmässig aufsuchten.



Auch die Wäsche wurde in öffentlichen Einrichtungen erledigt. Gewaschen wurde mit Aschenlauge, da man Seife noch nicht kannte. Das ging folgendermassen vor sich: Lange vor dem Waschtage wurde Buchenasche in Wasser eingelegt. Die so entstandene Lauge wurde in kochendem Zustand über die zu waschenden Textilien geschüttet – eine nicht ungefährliche Angelegenheit. Wegen der grossen Brandgefahr beim «sechten», wie das Waschen genannt wurde, verbot der Zürcher Rat 1435, «nachtz an der strass noch by dem sew nitt (zu) sechten und sunderlich, so es als vast waeyt (stark windet)».

Gegen Ende des 15. Jahrhunderts verbot der Rat den Zürchern, in den Häusern zu sechten und liess bei allen Brunnen öffentliche Sechtöfen bauen.

Wasser war nicht nur mühsam zu holen, es verdarb auch schnell und war wohl auch für starke Mägen nicht immer geniessbar. So konsumierten denn die Menschen, wenn immer möglich, Wein – oder Milch. Viele Haushaltungen besaßen darum Milchtiere. Auch gekocht wurde viel öfter mit Fett und Milch als heute, denn fettiges, schweres Essen galt damals als gesund. Sogar Getränke mussten stärken: wohl ein weiterer Grund, warum Wasser ein Arme-Leute-Getränk war.



terer Grund, warum Wasser ein Arme-Leute-Getränk war.

Die Abtrittbauten: vom Turm bis zum Verschlag gab es alles

Auch aus mittelalterlichen Privathaushaltungen fiel eine beträchtliche Menge Abfall an. Das grösste Problem waren Fäkalien und Schmutzwasser. Diese mussten, wie alle Abfälle, privat entsorgt werden. Der Murerplan, eine im 16. Jahrhundert entstandene Stadtansicht, gibt uns Auskunft über Abtrittbauten.

Am einfachsten hatten es die Fluss- und Seeanstösser. Ein Ausschnitt aus dem Murerplan zeigt den Wohntrakt des Barfüsserklosters mit seinen vier Abtrittkern. Der Wolfbach direkt darunter spülte die Exkremente rasch fort.

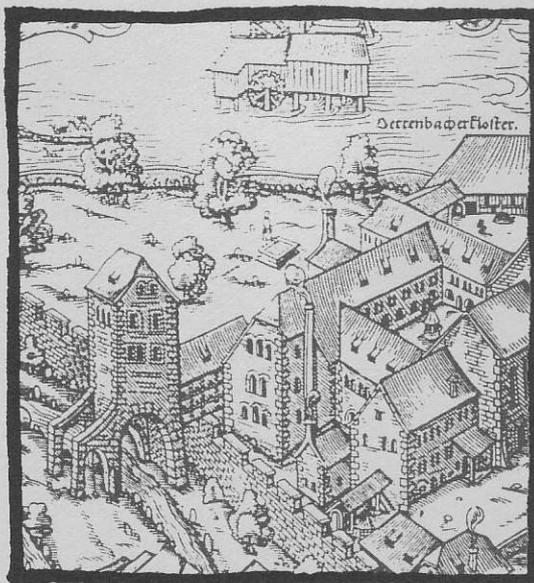
Zuweilen nahmen die Abtrittbauten gigantische Ausmasse an. Das Kloster Oetenbach (Bild rechts) zum Beispiel besass einen sogenannten Danziger,

einen Abtritturm über dem Stadtgraben, zu dem eine mehrstöckige Brücke führte. Interessant ist die Lage des Turmes ausserhalb der Stadtmauer. Der Rat stellte den Oetenbacherinnen nämlich eine Bedingung: der Danziger musste so gebaut sein, dass er keine Möglichkeit bot, die Stadtmauer zu erklimmen.

Der Bau von Abtritten führte nicht selten zu Problemen mit den Nachbarn. Normalerweise wurden die Abtritte gemeinsam genutzt, was aber oft zu Streitereien führte, wenn der Abtritt beispielsweise stank oder unsachgemäss geleert wurde.

Nicht alle Abtritte waren freilich so luxuriös wie die beiden oben beschriebenen klerikalen. Der Murerplan zeigt nur wenige Häuser mit Abtrittkern und Fallrohren, die aber wahrscheinlich auch nicht billig waren; die meisten Einrichtungen waren noch einfacher.

Wer einen Stall besass, baute seinen Abtritt dort. Wie man sich ein solches «Prifet», wie der Abtritt in der mittelalterlichen Sprache genannt wurde, vorzustellen hat, zeigt der Fall Heinz Wenginer, der 1375 vor den Rat gelangte. Heinz Wenginer sollte seine Geliebte Nesli Abdorf geschwängert haben, und zwar auf dem «Prifet». Der Vater klagte vor dem Rat, Wenginer habe «in dem gang einer stallung dem kind klopfet und im winkt, da es in der ballchen (Abtrittloch) war». Nesli selbst sagt aus, «dz er darnach bi ir waz in dem gang bi der prifet (Abtritt), do es aller vinster waz». Der Abtritt war also ein Loch in einem düsteren Gang im Stall, das wohl direkt auf den Misthaufen führte. Wahrscheinlich war das Ganze nicht einmal von einem Bretterverschlag umgeben; Wenginer konnte Nesli ja winken ...





Bis Mitte unseres Jahrhunderts gab es auch im Bauerndorf Opfikon noch sehr einfache Abtritte, die nahe dem Misthaufen (Bild links) oder über der Gülle-(Jauche-)grube standen (Bild Seite 8).

Der Baschi Hegener stürzte zu Tode, als er aufs Prifet gehen wollte: der Abtritt war eine Kiste mit zwei Löchern und hiess auch «Sprachhus». Solche Einrichtungen benützten schon die Römer, wie das Bild aus Trier (s. Seite 7 oben) beweist – auch wenn es sich dort um eine öffentliche Latrine handelt.

Wenn der Abtritt «Sprachhus» hiess, so wurde dort gelegentlich auch miteinander gesprochen ... und so muss man sich nicht wundern, wenn «vertrauliche» Nachrichten «auf dem Latrinenweg» weitergegeben wurden.

Oftmals befanden sich die Abtritte gar im Freien. Das wohl bekannteste Dokument dazu stammt aus der «Wickiana», einer Zürcher Sammlung von allerlei schrecklichen Begebenheiten, und erzählt von Baschi Hegeners Tod auf dem Abtritt.

Die Zeichnung, die den Text begleitet, zeigt Baschi Hegener, der die Stufen zu einem Abtritt unter freiem Himmel hinunterstürzt. Der Abtritt ist eine Kiste mit zwei Löchern (nicht umsonst hiess das «Prifet» auch «Sprachhus»). Darüber hängt ein Körbchen mit Stroh, das als Toilettenpapier diente.

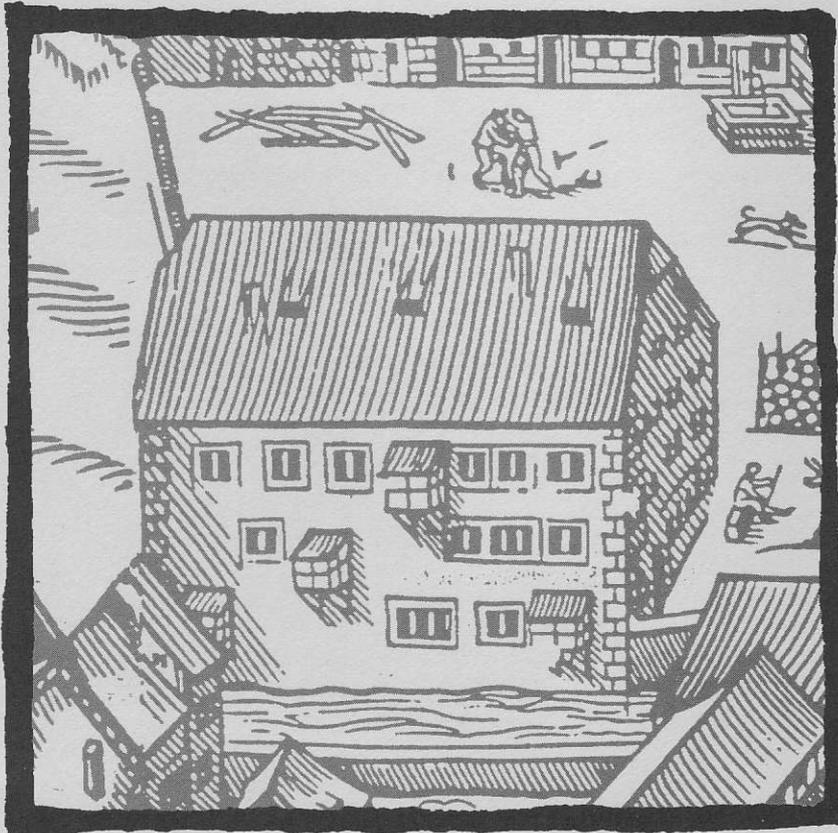
Die Fälle von Baschi Hegener und Nesli Abdorf zeigen, dass die Menschen ein gespaltenes Verhältnis zu Abtritten

hatten. Einerseits sollten sie möglichst einfach zugänglich sein, andererseits galten sie als finsterner und verwünschter Ort, wo weder die soziale Kontrolle noch der Schutz vor dem Bösen gewährleistet war.

Doch was passierte mit den Exkrementen, wenn die «Schissgruben» voll waren?

Die meisten Leute benützten sie zusammen mit tierischem Mist als Dünger für den eigenen Garten. Anlass zu Streit gaben in diesem Zusammenhang immer wieder die Misthaufen. Nicht immer war es den Leuten möglich, den Mist in einem Hinterhof zu lagern; einzige Ausweichmöglichkeit war die Strasse. In den Zürcher Stadtbüchern gibt es einige Dutzend Mistlagerverbote. Ab und zu liess die Regierung wieder einmal die ganze Stadt von Mist räumen:

Swer mist an dekeiner (irgendeiner) gassen Zürich für III tag oder uf VIII tage ze dem lengesten lat ligen, wirt es geklagt, der git V schilling und sol in von dannen demen ald (oder) er git aber (nochmals) V schilling, nimt er in nicht dannen des tages, so es im gebotenen wirt. Swer mist für IIII tag lat an der Spitaler gassen ligen, und wirt es geklagt, der git III schilling.



Das Beispiel zeigt, dass neben Prestige Gründen auch hygienische Überlegungen eine Rolle spielten, durfte doch der Mist beim Spital nur vier, sonst aber acht Tage liegengelassen werden. Beachtet wurden die Mistlagerverbote offenbar nicht im geringsten; es gab immer wieder Klagen wegen fremden Misthaufen vor dem eigenen Hause.

D

er Ehgraben als Abtritt

Berühmt-berüchtigt als Abtritte sind auch die Ehgräben, die der Entsorgung von Exkrementen und auch Küchenabfällen dienten. Sehr oft wurden die Abtritte einfach über dem Ehgraben gebaut. Die Ehgräben waren ursprünglich als Bauparzellengrenzen gedacht; die Parzellen nannte man Ehofstätten. Gleichzeitig dienten die Ehgräben der Entwässerung der Grundstücke. Der Rat wachte darüber, dass Bürger nicht nach ihrem Gutdünken Ehgräben anlegten. Die Ehgräben gehörten den Anstössern gemeinsam. Die Anwohner hatten gemeinsam dafür zu sorgen, dass die Gräben sauber blieben. Dies klappte freilich nicht immer. Mist war wertvolle Handelsware, und so warfen die Leute Stroh in die Ehgräben, um die Abwässer zu Mist zu binden. Das Resultat war, dass die Gräben verstopften; zuweilen musste der Rat eingreifen:

Der graben, der von Otten hus am Tor nider gat in den see, daz da in den graben nieman stro noch ander ding werfen sol, daz dem graben den flus verslahe (den Abfluss verstopft).

Die Quelle zeigt zugleich auch auf, wohin die Abwässer flossen, nämlich in den See oder in die Limmat. Solange nur Exkremente in die Flüsse geleitet wurden, war dies kein Problem. Die Bürger warfen aber auch andere Abfälle in die Flüsse, Bäche und Gräben, die dann verschlammten und für teures Geld wieder ausgegraben werden mussten. Sorgenkind in dieser Hinsicht war offenbar der Letzigraben im Sihlfeld. 1411 wurde er erneuert. Gleichzeitig wurde ein Verbot erlassen, Abwässer und Schutt hineinzuschütten. Bereits 1442 musste der Letzigraben ein weiteres Mal gesäubert werden. Hauptschuldiger an dieser neuerlichen Verstopfung war ein gewisser Kleger. Er musste den Löwenanteil der Kosten übernehmen; die anderen Anstösser mussten den Rest zahlen.

1417 hatte der Rat mit einem generellen Verbot versucht, der Entsorgung von Bauschutt in die Gewässer Einhalt zu gebieten:

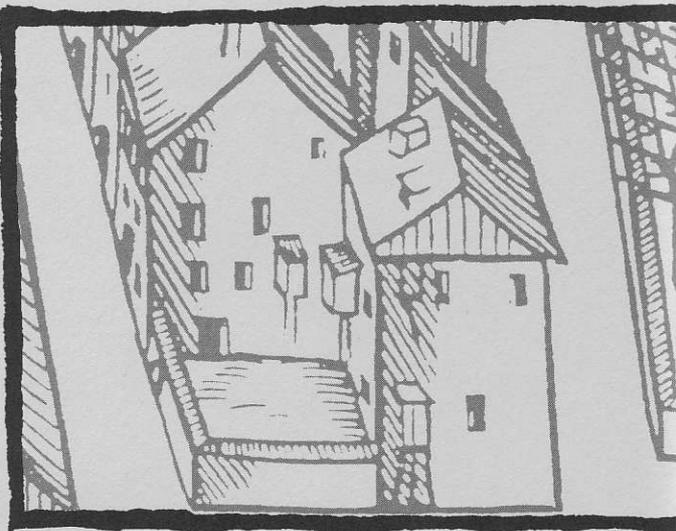
... das von dishin nieman deheinen bukkumer, erd, stein noch ander gemüder (vermodertes Zeug) nienan in der statt burggrabe, noch in den see inret der statt (Limmat) noch in den bach zu Nünmercht, weder mit waegen, karren noch sust fueren, tragen oder schütten sol.

Aber wie viele Verbote wurde auch dieses zu wenig beachtet. Der Fröschengraben zum Beispiel verwandelte sich im Laufe der Zeit in einen Sumpf, unter dem die ganze Nachbarschaft litt.

Konnten zur Reinigung der Ehgräben oder Wasserläufe keine Anstösser verpflichtet werden, musste der Rat dies übernehmen. Seit dem 16. Jahrhundert notierte der Baumeister in seinen Ausgabenrechnungen Posten für die Säuberung dieser Gräben. Die Aufgabe wurde meist den Totengräbern gegeben. Die Reinigung hatte nachts zu erfolgen, damit die Anwohner dem Gestank nicht ausgesetzt waren, von dem man glaubte, er bringe Krankheiten wie die Pest.

Der Hinterhof als Entsorgungsplatz

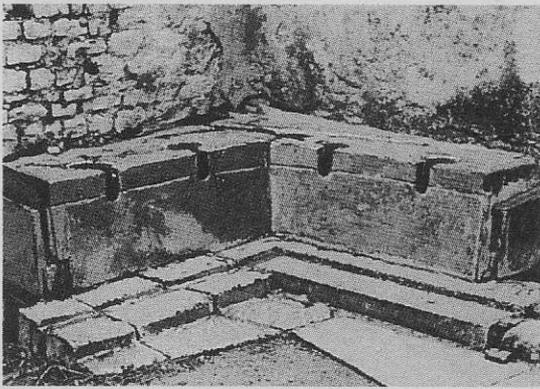
Grundsätzlich war es jedermann erlaubt, sein Schmutzwasser im eigenen Hinterhof versickern zu lassen. Auch Mist durfte im Hof gelagert werden. Verboten war es, Schmutzwasser auf Nachbargrundstücke laufen zu lassen; passiert ist es trotzdem. So klagten zum Beispiel eine Frau Fischer und eine Frau Gnruser gegeneinander, weil die eine der



andern Schmutzwasser auf das Grundstück geleitet habe. Der Rat nutzte dies zu einem generellen Verbot:

... sol jederman fuegen, uf swaz er wasserschuttet hinden us sinem huse, daz ouch es da belibe in dem hoevelin, da es in geschuttet werde.

Zuweilen war es aber unmöglich, dieses Verbot einzuhalten; manchmal war das Gelände schlicht zu steil.



Wenn ein Hof stark genutzt wurde, genügte er als Entsorgungsplatz oft nicht mehr. Zudem war die Geruchsbelästigung meist unerträglich. Neben Entwässerungsgräben bauten die Zürcher deshalb Fäkalgruben. Diese Gruben aus Stein oder Holz wurden sorgfältig abgedichtet, damit nichts in die Erde gelangte. In Zürich wurden diverse solche Fäkalgruben gefunden, die den Spuren nach zu schliessen öfters geleert wurden – der Inhalt wurde als Dünger gebraucht. In den schriftlichen Quellen tauchen die Fäkalgruben vor allem dann auf, wenn sie überlastet sind.

1591 zum Beispiel gerieten sich die Anwohner eines Innenhofs mit Fäkalgruben wegen des Gestanks in die Haare. Der Hausbesitzer warf Stroh und Unrat, den er auf der Strasse fand, in die Grube – vermutlich, um einen nährstoffreichen, konsisten-

ten Dünger zu erhalten. Der Rat entschied, dass die Grube einen soliden Deckel brauche. Die Quelle zeigt nebenbei auch, wem der wertvolle Inhalt der Fäkalgruben gehörte: dem Hausbesitzer.

Fäkalgruben dienten oftmals nicht nur zur Entsorgung von Exkrementen, sondern schluckten auch Spülwasser, zerbrochenes Geschirr, Wetzsteine, Schuhe, Tischabfälle wie Tierknochen und vieles mehr. Die Gruben sind so archäologisch aufschlussreich – wenn sie nicht wie in Zürich häufig geleert wurden.

Abfall auf Gassen und Strassen

Misthaufen gehörten offenbar zum Strassenbild des mittelalterlichen Zürich. Aber auch Schmutzwasser entsorgten viele Zürcher, die keinen Hinterhof zur Verfügung hatten, via Strasse: dies war das mittelalterliche Abwassersystem. In jeder Gasse und Strasse verlief eine kleine Rinne, die das Schmutzwasser aus den Häusern aufnahm. Sogar dort, wo ein Hinterhof zur Verfügung stand, musste das Wasser in einigen Fällen auf die Strasse getragen werden:

So soll der Bader Ertzli, so oft er badet, das wasser an die gassen thragen, unnd keins hinnden ab, gegen des Häginers garten loufften lassen . . .

Die Strasse darf trotzdem nicht als Abfalldeponie der «schmutzigen» mittelalterlichen Menschen missverstanden werden. Die Strasse, so der Rat, müsse «unserm herren und den untertanen ze eren» sauber bleiben.

Zudem ergab der grösste Teil des Abfalls wertvollen Dünger, der verkauft werden konnte. Zuweilen belegten die Zürcher gar die Strassen mit Stroh, um den Kot und Urin aufzufangen, was eigentlich verboten war, denn Zürich kannte im 16. Jahrhundert bereits ein Abfallentsorgungssystem!

Text: Lilian Leuenberger

*Herausgegeben von der Kommission Neujahrsblätter im Auftrag des Stadtrates.
Hubert Müder (Leitung), Paul Landolt,
Robert Moebius, Markus Mendelin, Herbert Schmill, Manuela Tanner (Sekretariat).
Grafische Gestaltung: Mendelin+Partner,
Kloten.*



